

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 42

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurzgeschichte

Fürs Leben gerne lese ich Kurzgeschichten. Von Adolf Muschg, Truman Capote, Carson McCullers zum Beispiel kann ich nie genug bekommen – um nur drei von vielen zu nennen. Kürz-

Von Suzanne Geiger

lich habe ich gar eine Kurzgeschichte erlebt, sozusagen «live» erzählt bekommen. Sie ist echt, spannend – und mit Pointe versehen.

Gritli, meine ehemalige Schulkameradin, lebt mit ihrem Mann in einem kleinen Dorf, abgelegen, anspruchslos und zufrieden. Ich gehe sie sehr gerne besuchen, setze mich zu ihr in die Küche und schaue ihr bei der Arbeit zu. Dort ist alles echt und einfach, das Haus, das Essen, die Gedanken und die Sprache. Ihre drei Kinder sind längst erwachsen, selbständig – und leben in der Stadt.

Gerne spricht Gritli von ihrer Jüngsten, die (von wem sie das nur hat?) sich von einer einfachen

Büroangestellten zur absoluten Topsekretärin des allgemein gefürchteten Chefs eines Grosskonzerns hinaufgearbeitet hat. Man riss sich nicht um diesen Posten, doch sie meistert ihren «Big Boss» (ich zitiere Gritli) ebenso mustergültig wie seine restlichen Untergebenen. Sie ist derart tüchtig, dass ihr Chef ihr blindlings vertrauen kann. Kürzlich buchte sie eine Reise nach Chicago, wo ihr Chef zu einer wichtigen Sitzung erscheinen musste. Sie arrangierte alles in gewohnter Zuverlässigkeit. Der Chef brauchte nur noch das Managerköfferchen, die Tageszeitung zur Hand zu nehmen, sich ins bestellte Taxi zu setzen und sich zu entspannen.

So weit, so gut.

Anderntags wurde für die Topsekretärin ein Überseegespräch angemeldet; der Chef persönlich. Seine Stimme überschlug sich vor Zorn und Empörung. Ihm fehlten die Worte, bellte er, die Sitzung

finde nächste Woche statt, sie habe sich im Datum geirrt. Grusslos knallte er den Hörer auf die Gabel.

Anstatt in ihr Appartement fuhr die Tochter zu ihrer Mutter, setzte sich zu ihr an den Küchentisch, sagte: «Fertig, aus, Schluss! Ich bin fristlos entlassen.» Und ihre Grabesstimme erstarb.

Gritli hörte ernsthaft zu, sagte ruhig: «Geh zurück an die Arbeit, nichts wird so heiss gegessen, wie's gekocht wurde – und im übrigen, lass nur mich machen!»

«Hans», rief sie ihrem Mann zu, der in der Zeitung las, «wir müssen eine Wallfahrt zu unserer lieben Frau in K. unternehmen!»

«Was sagst du da?» brummte Hans und begann seine Pfeife zu stopfen. Eine Wallfahrt sei das allerletzte, was er zu unternehmen gedenke, vielmehr mache er sich jetzt hinter die Kartoffeln, übrigens sei der Wagen gar nicht im Schuss, ausserdem komme der Joggi zu einem Jass.

Es half ihm alles nichts. Man fuhr nach K., übernachtete dort und reiste am nächsten Morgen nach Hause.

Der «Big Boss» kehrte von sei-

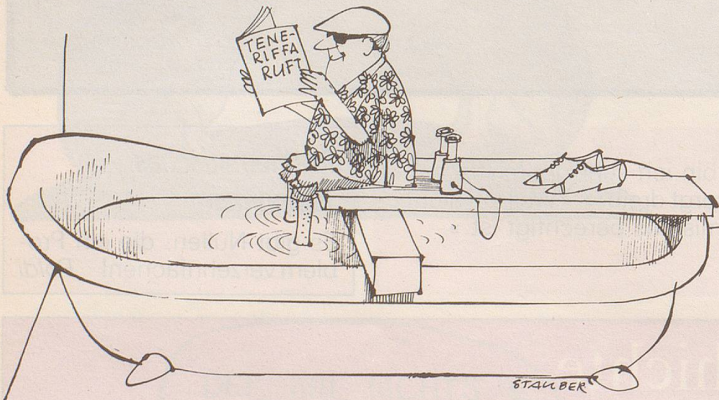
ner Amerikareise zurück, verlor kein einziges Wort mehr über die Datenverwechslung, zeigte sich wie immer hart und selbstdiszipliniert – nur hatte er von Zeit zu Zeit ein seltsam versonnenes Lächeln auf dem Gesicht, das vollständig neu war an ihm. – Von Entlassung keine Rede, geschweige denn von einer fristlosen.

«Siehst du, Hans, die Fahrt hat sich gelohnt!» rief Gritli ihrem Mann zu. Der brummte etwas Unverständliches und blätterte in der Zeitung. Ich jedoch fragte laut und deutlich: «Gritli, sag mir, worum hast du unsere liebe Frau gebeten?»

Gritli antwortete ohne zu zögern, ohne sich zu zieren: «Ich habe eine Kerze angezündet und gesagt: (Bitte mache, dass der Big Boss in Chicago eine grosse Freude erlebt!)»

Sie wischte die abgeschnittenen Bohnenschwänzchen zusammen, leerte sie in den Garteneimer und wandte sich einer anderen Arbeit zu. Ich schaute ihr bewundernd zu.

Sie erbat nichts Unmögliches, sie erbat das Natürlichste der Welt – das einzig Richtige.



Der Beinahe-Schick

Als ehemaliger Bauer übte mein Vater in der Stadt noch eine Zeitlang den Beruf eines Viehhändlers aus. Von ihm hörte ich oft den Ausdruck, jemand habe einen Schick gemacht. Das bedeutete, etwas wohlfeil erworben und mit beträchtlichem Gewinn weiterverkauft zu haben. Sicher brauchte es dazu auch Glück, aber in erster Linie Sachkenntnis und etwas Schlaueit.

Immer waren es andere, die einen Schick gemacht hatten. Mein Vater sprach mit einer gewissen Hochachtung von ihnen. Ich hörte aber auch einen Anflug von Neid aus seinen Worten und spürte, wie sehr es ihm ein Anliegen war, auch einmal einen Schick machen zu können.

Vielleicht schlummert deshalb sein Wunsch in mir weiter und erwacht zumindest dann, wenn ich einmal im Monat unsere Quartierbrockenstube betrete. Dort durchstöbere ich das alte Gerümpel nach irgend etwas Aussergewöhnlichem, von dem ich selbst nicht weiss, wie es aussehen sollte.

Zuletzt lande ich regelmässig in der Bücherecke, wo ein unbeschreibliches Durcheinander herrscht. Und ebenso regelmässig trage ich einige Bücher nach Hause, obwohl ich in meinem Alter eher ab- anstatt anschaffen sollte.

Auch diesmal hatte ich zwei Exemplare ausgegraben, eine etwas abgegriffene Chronik unserer Gemeinde und ein grossformatiges Buch mit Bildern vom Zürcher Oberland.

Die Bücher werden billig abgegeben, wo es doch so viele hat. Schon wollte ich zur Kasse gehen, da meldete sich mein Gewissen: Einmal solltest du vernünftig sein und nichts Unnötiges kaufen! Du brauchst diese Bücher gar nicht! Unschlüssig blieb ich stehen und legte sie schliesslich zuhinterst in eine Ecke.

Wenn sie das nächstemal noch da sind, darf ich sie kaufen, tröstete ich mich. Und stolz, mich überwunden zu haben, verliess ich das Lokal.

Beim nächsten Besuch stöberte ich nicht lange, sondern wandte mich zielstrebig der bewussten Ecke zu. Es waren schon einige Leute anwesend, und ein junger, mir bekannter Mann hielt glück-

strahlend die beiden Bücher in der Hand.

Ob er etwas Kostbares gefunden habe, fragte ich scheinheilig. «Sicher!», antwortete er. Diese Chronik sei eine Erstauflage und werde um 150 Franken herum gehandelt; auch das andere habe einen gewissen Wert!

Da hätte ich doch beinahe einen Schick gemacht! Aber eben, es braucht auch Sachkenntnis dazu.

Ruth Rossi

Wir denken an Ihre Kinder ...

Und wie alle an sie denken! Wovor habe ich eigentlich noch Angst? Gehen wir von aussen nach innen: Auf den Säuglings-Frotteeanzug (Grösse 56) näht die Herstellerfirma ein allerliebste Tierchen. Das herzige Kindchen soll sich schon früh an schönen, niedlichen Dingen freuen können. Stellen Sie sich das vor! Einen Monat alt, auf dem Bauch liegend, 18 von 24 Stunden schlafend! Und dabei immer das kraftpendende Bewusstsein der

Mutter, dass es ihrem Kinde gutgeht. Denn das allerliebste Tierchen, das nur so nebenbei das Firmenzeichen darstellt und auf des Kindes Brust mitatmet, garantiert für den ersten Kunsteindruck. Wir denken an Ihre Kinder ...

Und wie wird an sie gedacht, wenn sie die ersten Schritte tun, losgelöst von Mutters Hand! Die Ladenbesitzer können nachvollziehen, dass so ein Einkauf für das herzige Kindlein kein Schleck ist. Sie denken daran und legen alles in Reichweite des Kindes bereit, was aus dem Einkauf einen Schleck macht. Die Mutter, die zuerst ruhig, dann ungeduldig dem Zugreifen des Kindes wehrt, muss noch verstehen lernen, was es heisst: Wir denken an Ihre Kinder ...

Spricht dann das Kind, denkt man seiner in besonderer Weise. «Wotsch en Ballon, wotsch en Chläber, en Chöitsch, es Müschterli?» Wie herzig, wenn das Kind, wie einst das Sonntagschulnegerlein, nickt! Wir denken an Ihre Kinder ...

Und die Banken? Ja, glauben Sie denn, es sei ihnen gleichgültig, wenn Ihre Kinder ohne Kopfbedeckung an die Sonne gehen? Und ein «Blutbuch» im Sommer ist auch hübscher mit einem T-Shirt, auf dem gross das Firmenzeichen prangt. Dächlikappe und T-Shirt und noch vieles, vieles mehr ist da abzuholen. Wir denken an Ihre Kinder ...

Aber nicht nur an das Äussere unserer Kinder denken sie. Auf dem Heimweg von der Schule bekommen die Kleinen leuchtend farbige Zettel in die Hand gedrückt. Eine ganze Spielwoche ist da für sie organisiert: Ein Gratisbus bringt sie hin, das Zvieri ist inbegriffen, Geschichten – spannende – werden erzählt. Nebenbei gibt man den Kindern zu verstehen, dass man auf ihre Seelen wartet. Für die Sache Jesu Christi. Die Leute überlassen allerdings die Entscheidung ganz den Kindern, sie denken nur an sie ...

Nein, die Liste ist noch lange nicht fertig. Vieles gäbe es aufzuzählen, wie, in selbstloser Weise, an unsere Kinder gedacht wird. Aber ich will nichts vorwegnehmen. Es ist ein Erlebnis für jede Mutter, in ihrer nächsten Umgebung wahrnehmen zu dürfen, dass man an ihre Kinder denkt.

Während des Schreibens hat sich meine linke Hand zur Faust geballt. Die Rechte kritzelt zornige Buchstaben: Wer denkt ei-

gentlich an die Würde unserer Kinder? – Wie allein sind wir da auf einmal mit ihnen!

Gertrud Schneider

Weniger wäre mehr gewesen

Endlos sind die Diskussionen, wie gute Vorträge gehalten werden sollen, damit das Publikum vom Gebotenen gefesselt wird und möglichst Nutzen daraus ziehen kann. Doch zur noch so ausgezeichnet gehaltenen Rede gehört das geeignete, richtige Publikum.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde mir die erwünschte Übereinstimmung – und ihr Fehlen – plötzlich klar: Jubiläumsfeier. Wenig junge Zuhörer, viele graue und weisshaarige Häupter. Thema des Vortrages: Entwicklung, einst – heute – morgen.

Da die wenigsten Anwesenden noch im Berufsleben standen, war das Interesse mässig. Schlimm wirkte sich dies aus, als sich die Rede endlos in die Länge zog und ein Schluss nicht zu erahnen war. Eine Mikrofonpanne, die das Vorgetragene praktisch unhörbar machte, vertiefte den gewonnenen Eindruck: Weniger wäre hier eindeutig mehr gewesen! Ein sicher hervorragend konzipierter Vortrag war für das falsche Publikum erarbeitet worden; zuwenig hat die Rednerin an das anzusprechende Publikum gedacht. Klar, der Inhalt der Rede faszinierte sie, das war für sie wichtig. Die Einheit und Ausgewogenheit fehlten aber leider ganz. – Schade!

Hanni Gerhard

Ausweg

Man höre und staune, was der jungen Bauerngeneration so alles beigebracht wird. Im Leitfaden «Gartenbau» für den Unterricht der bäuerlich-hauswirtschaftlichen Lehrtöchter, herausgegeben von der Landwirtschaftlichen Lehrmittelzentrale, ist zu lesen: «Spritzbrühresten vorsichtig auf dem Kompost ausleeren und versickern lassen. (...) Das Spülwasser (Auswaschen der Spritze mit Pflanzenschutzmittelresten der Giftklassen 3 bis 5S) leert man auf den Kompostplatz.»

Nachforschungen beim Giftinspektorat des Kantons Bern

und bei der Giftsektion des Bundesamtes für das Gesundheitswesen haben folgendes ergeben:

Wenn man die Spritzbrühresten der Giftklasse 3 bis 5S auf dem Kompost verteilt, wird dessen Mikroorganismus zerstört. Betroffen sind jene Kleinlebewesen, die für die Verrottung der Garten- und Küchenabfälle sorgen. Es wird daher von den beiden Ämtern empfohlen, die Giftresten

- in die «Gülle»,
- an den Wegrand
- oder auf die Wiese

zu giessen, wo sie dann mit der Zeit abgebaut werden. So kann man am wenigsten Schaden anrichten.

Dieser Theorie wäre zwar hinzuzufügen, dass im Lauf der Umwandlungszeit eine harmlose chemische Verbindung als Nachfolgeprodukt entstehen kann, unter Umständen aber auch ein ähnlich giftiges wie das Ausgangsprodukt. (Entnommen dem

Buch «Naturgemässe Pflanzenschutzmittel», von Helmut Snoek.)

Einerseits wird an ein umweltbewusstes Denken der Bauern appelliert, andererseits wird an den landwirtschaftlichen Schulen ein unsachgemässer und naturfeindlicher Umgang mit Giftresten gelehrt! Wenn schon Gift verspritzt werden «muss»: Liesse sich nicht pro Bezirk eine Sammelstelle für Giftabfälle einrichten? Ein Umdenken, das Behandeln der Pflanzen mit ungiftigen, natürlichen oder naturgemässen Mitteln, würde die Lösung dieses Problems bringen und einen Ausweg aus der Sackgasse bedeuten.

Elvira Stoll-Selinger

Reklame

Fragt Mund und Zähne, sagen sie: «Natur-Trybol und nicht Chemie»

Trybol Kräuter-Mundwasser und Zahnpasta **Trybol**

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Capriccio Nr. 2

(Nebelspalter Nr. 35)

Unser Baden offeriert ebenfalls ein reichhaltiges Kulturleben, unter anderem auserlesene Konzerte des entsprechend vornehmen Fonds.

Auch bei uns erschien in letzter Minute ein Pärchen, in diesem Fall aber ein gediegenes Ehepaar gehobenen Standes und fortgeschrittenen Alters, und nahm neben uns Platz. Dieses gut angezogene Paar kam sicher nicht vom Jogging, bestimmt jedoch von sehr gutem Dining und schwerem Drinking, das nun durch tiefes Atmen bei offenem Mund und mit entsprechenden Geräuschen verdaut werden wollte. – Diese Gerüche von Wein, Knoblauch und anderen kulinarischen Genüssen! Auch unsere Qual war gross, und der Genuss des Konzertes war vermiest.

Auch ich flehe zum «Heiligen Sankt Florian», mich bei den kommenden Konzerten vor solchen Nachbarn zu verschonen. Mit diesen Zeilen will ich aber vor allem zeigen, dass solch stossendes Betragen weder an Alter noch an Stand oder andere Attribute gebunden ist. Fridolin Schlittler

Gruss

(Nebelspalter Nr. 35)

Die Nebelspalter-Seiten «Von Haus zu Haus» bieten einen schönen Gedankenaustausch unter

Frauen. Ich weiss zwar, dass auch Männer diese Seiten mit Interesse lesen.

So kunterbunt, lustig, traurig, erheiternd, deprimierend und vielfältig wie das Leben selbst sind sie, diese Seiten ...

Den «Gruss» in Nr. 35 von einer unbekannten Frau E.J. habe ich wohl zehnmal gelesen. Ich war betroffen von den Worten einer Mutter. Was schwang da alles in den wenigen schlichten Sätzen mit!

Ich möchte dieser stillen, unbekannten Frau von Herzen wünschen, dass sie ein kleines Erlebnis hätte, das meinem gliche.

Ich sass allein und in Gedanken versunken, auch etwas traurig, im kleinen Café unseres Städtchens bei einem Espresso. Auch nostalgisch war mir zumute, wegen der vielen Espressi, die ich früher mit meinem Sohn getrunken hatte. Wehmütig erinnerte ich mich der Zeit, die endgültig vorbei ist. Als ich meinen Espresso bezahlen wollte, trat ein junger Mann zu mir und sagte: «Sie, Ihr Espresso ist bezahlt; ich wollte Ihnen eine kleine Freude machen.» Sprach's und verschwand über die nahe Rolltreppe, während ich verblüfft dasass.

So, wie E.J. den jungen Unbekannten grüsste – stellvertretend für alle, die weggegangen sind –, so schien mir der bezahlte Espresso wie ein Gruss meines Sohnes aus weiter Ferne. M.M. in U.